

»Er ist ein Priester. Aber wir wollen ihn«

Erfahrungen eines Jesuiten in der Türkei

FELIX KÖRNER SJ

Im Jahre 2002 hat der Jesuitenorden an seine alte Tradition angeknüpft, »zu den Türken zu gehen«, wie es bereits der Ordensgründer Ignatius anvisiert und wie es sein Orden auch seit dem 16. Jahrhundert immer wieder erfolgreich versucht hatte. Seit dem 2. Vatikanischen Konzil senden die Päpste die Gesellschaft Jesu in das interreligiöse Gespräch, ausdrücklich auch in das akademische. Die Türkei mit ihrer profilierten islamisch-theologischen Szene ist hierfür ein vielversprechender Ort. Der deutsche Jesuitenpater Felix Körner, seit Dezember 2002 in Ankara, hat die Vorhaben seiner internationalen Kommunität bereits in *Forum Weltkirche* 6/2003 dargelegt. Hier zieht er nun eine erste Bilanz.

Die Sendung der Kirche besteht nicht darin, ihre »Macht zu verteidigen oder Reichtümer zu erwerben. Ihre Sendung heißt vielmehr, Christus zu verschenken; das Leben Christi auszuteilen, das wertvollste Gut der Menschen, das Gott selbst uns in seinem Sohn schenkt.« So verabschiedet sich Benedikt XVI. am 1. Dezember 2006 in der Heilig-Geist-Kathedrale zu Istanbul von den türkischen Katholiken. Er blickt auf einen überraschend erfolgreichen Besuch der ökumenischen und interreligiösen Gesten zurück. Der Papst, der noch kein mehrheitlich islamisches Land besucht, noch keine Dialogerfahrung mit Muslimen und der keinen professionellen Islamberater

mehr hat, der Papst, der das Wort Heimat rehabilitieren will und sich offenkundig im südlichen Bayern am wohlsten fühlt, ist zu Katholiken in der radikalen Diaspora gekommen. Statistisch machen alle Christen zusammen hier weniger als 1 % der Bevölkerung aus. In den EU-Beitrittsverhandlungen spielen sie dagegen eine so ausschlaggebende Rolle und in den Medien sind sie so präsent, dass Türken, die um die Einheit ihrer

Nation bangen, die Kirche misstrauisch beäugen. Die Katholische Kirche moniert, nach wie vor keine Rechtspersönlichkeit und damit keine legalen Möglichkeiten des Eigentumserwerbs zu haben. Laizistische Stimmen in der Türkei äußern dagegen, dass man bei Zugeständnissen an die Katholiken zugleich islamistische Gruppierungen begünstigen müsse. Laut Staatsverfassung wird der gesamte türkische Islam, selbst die Alevi-

Ankara: Trotz moderner Hochhäuser prägen die Minarette der Moscheen das Stadtbild.

Foto: KNA-Bild, Harald Oppitz



ten eingeschlossen, von einer dem Ministerpräsidenten unterstellten Behörde verwaltet, dem *Präsidium für religiöse Angelegenheiten*, kurz *Diyanet*. Diese Behörde erlangte nach Benedikts Regensburger Vorlesung vom 12. September 2006 weltweite Berühmtheit, als ihr Direktor, Prof. Dr. Ali Bardakoğlu sich mit ungewohnt scharfen Worten gegen eine »Beleidigung des Propheten durch den Papst« wandte und damit vielerorts heftige, zum Teil gewalttätige muslimische Ausschreitungen auslöste. Bardakoğlu, im Grunde ein gemäßigter, vorsichtiger, aufs politisch Korrekte bedachter islamischer Rechtsgelehrter, der seine Einrichtung als spirituelles Amt profilieren will, hatte wohl schlicht eine von der Regierung vorgelegte Erklärung als seine eigene verkünden müssen. Trotz, ja wegen haarsträubender Ungeschicklichkeiten auch auf der vatikanisch-diplomatischen Seite vor dem Papstbesuch entdeckte Benedikt zur allseitigen Überraschung seine Rolle und sein Talent als interreligiöser Brückenbauer. Inzwischen schwärmen die Ankaraner Taxifahrer von dem »Papst, der in der Blauen Moschee *namaz* verrichtet hat« – das islamische Ritualgebet.

Der Papst und die vertane Chance Zur einzigen öffentlich zugänglichen Kirche der türkischen Hauptstadt zählen, neben fünf Katechumenen, etwa 200 Familien, hauptsächlich armenische Katholiken, aber auch Nicht-Unierte der verschiedenen Riten des Ostens. Diese traditionellen Christen müssen sich an die kleine Gruppe der Taufbewerber – »die *Türken*, die zu uns gehören wollen« – erst gewöhnen. Die große Frage unter den Christen lautet, warum nicht auswandern, wie viele der Verwandten es längst getan haben, in Länder, in denen man das Gefühl hinter sich lassen kann, zu einer beäugten Minderheit zu gehören.

Bereits im August 2005, als unsere Jugendlichen mit türkischer und vatikanischer Flagge zum Weltjugendtag und seinem jesuitischen Vorprogramm [„magis“] nach Deutschland gereist waren, spürten wir: Eine tragende Ermutigung für sie ist das Wissen, zur Weltkirche zu gehören; das Petrusamt gewinnt für unsere Gemeinde mehr und mehr Bedeutung. Schon daher wurde durch die vatikanische Entscheidung, Papst Benedikt – anders als seinen Vorgänger – in Ankara keine Messe mit den Katholiken vor Ort feiern zu lassen, eine Chance vertan. Die Entscheidungsträger aber müssen sich weiterhin fragen lassen, ob sie mit ihrem Übergehen der Ankaraner Katholiken nicht ein territorialistisches Denken – christliches Europa, muslimischer Naher Osten – befördern, das der türkischen Öffentlichkeit nur zu willkommen ist. Es scheint beiden Seiten recht zu sein, wenn keiner sieht, dass es mitten in Anatolien türkischsprachige Katholiken gibt. Papst Benedikt aber scheint den Sendungsgedanken zu entdecken. Zwischen den Zeilen war

der Zeugnisdienst, den wir hier zu erfüllen haben, bereits bei der päpstlichen Abschlussmesse in Istanbul herauszulesen, zu der wir mit zehnköpfiger Delegation aus Ankara anreisen durften.

In der Spannung zwischen Gemeindegearbeit und Dialog

Wer als Priester im Nahen Osten arbeitet und sich nicht ganz von der Ausländerseelsorge vereinnahmen lässt, lernt eine Gefahr kennen, die ein altes Diktum der Jesuiten in Beirut so benennt: »Du kommst für den Islam. Du bleibst wegen der Christen vor Ort. Und am Schluss gibst du nur noch Exerzitien für Ordensschwestern.« Letztere sind in Ankara außerhalb der Nuntiaturlage gar nicht anzutreffen. Doch die bekümmerte Lage der kleinen Herde, die übrigens Islamdialog für Verrat zu halten geneigt ist, kann man als mit Muslimen arbeitender Priester nicht übersehen, nicht übergehen. Ich beginne, die Spannung zwischen meinem Amt als Gemeindepriester und meiner Sendung in den Dialog als fruchtbar zu empfinden. Denn so bin ich im wissenschaftlichen Gespräch mit Muslimen kein Abstraktum.

- Schwärmt mein Gesprächspartner von den Toleranzleistungen des Islam, kann ich von den Alltagsängsten unserer Gemeinde berichten: Wir können die Sicherheitsbeamten in unseren Gottesdiensten nicht nur als Bewachung empfinden – ihre Besuche fühlen sich einfach auch als Überwachung an.
- Erklärt ein muslimischer Wissenschaftler, dass Religionswechsel ohnehin nur etwas für psychisch Instabile sei, kann ich an jene fünf Taufbewerber erinnern, die sich in einem dreijährigen Prozess der geistlichen und theologischen Ausbildung auf eine gesamt menschliche Reifung einlassen, in der sie sich mit ihren Familien versöhnen, ihren Platz in der traditionellen Gemeinde finden und den Islam ohne Konvertiteneifer wahrnehmen lernen.

Grenzen des Vertrauens

Die theologische Fakultät der Universität Ankara ist nicht nur die erste, die – 1949 – nach dem Modell »Theologie wie im Westen« gegründet wurde; sie hat im interdisziplinären Forschen, auf Gebieten wie der Religionspsychologie und -pädagogik oder der Koranhermeneutik auch eine anerkannte Führungsposition unter den zwei Dutzend muslimisch-theologischen Fakultäten der Türkei. Die mutig auf Vernetzung setzende Dekanin und viele Dozierende vertrauen den Jesuiten, die man immerhin seit 1985 als Gastprofessoren im Austausch mit der Gregoriana (Rom) kennt. Auf diesem Vertrauen aufbauend konnten wir inzwischen mit der Eugen-Biser-Stiftung (München) eine Reihe von Symposien veranstalten, deren Grundlinien für akademisch-interreligiösen Dialog vorbildlich sind: (a) Ausgewiesene Fachkompetenz der Gesprächspartner; (b) Interdisziplinarität (Philoso-

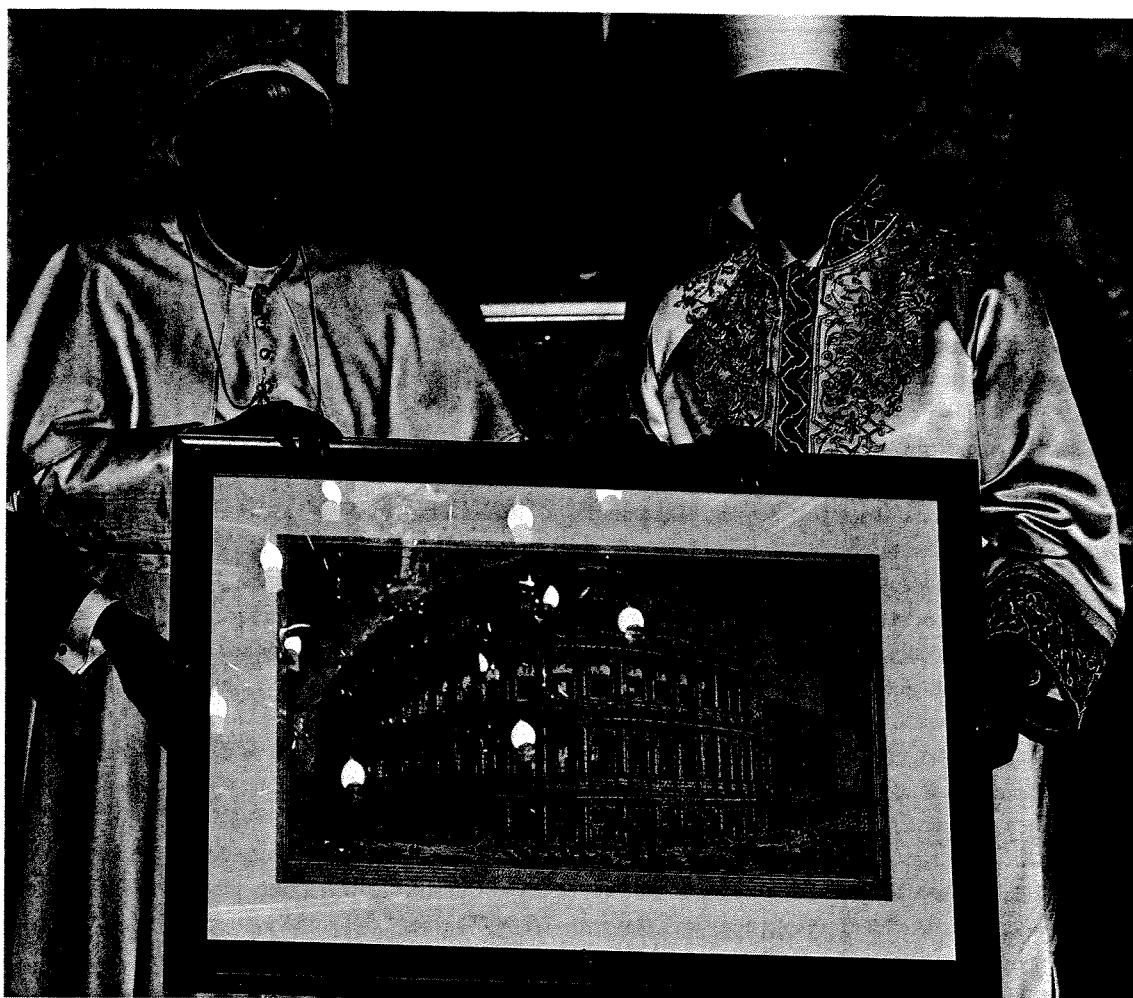


Foto: KNA-Bild, Anatolian/Bulent Uzun/Pool

phie, katholische, evangelische, islamische Theologie, Religionswissenschaft, Pädagogik); (c) Koordinierte Auswahl von wirklich kontroversen Fragen als Veranstaltungsthemen (z. B.: Würde der Person; religiöse Staatsmacht; Gewissensfreiheit); (d) Längerfristigkeit des Projekts (so dass auch aus den wachsenden Beziehungen und den begangenen Fehlern für zukünftige Veranstaltungen gelernt werden kann).

Das Vertrauen, das der jesuitischen Präsenz an der Fakultät entgegengebracht wird, stößt allerdings an drei Grenzen – auf einen Mangel an Kenntnis, an Zivilcourage und an rechtlichem Spielraum:

- Ein Ankaraner Theologe verkündete im türkischen Fernsehen nach dem Besuch des Papstes, dieser Theologe sei ja, wie seine Vorgänger Jesuit; und die wiederum seien für ihre *takiya* bekannt – ihre Vortäuschungskunst. Viele seiner Kollegen widersprachen dem Professor deutlich, aber keiner öffentlich.
- Im Rahmen eines vierhundertstündigen Sprachkurses für nach Deutschland zu entsendende Imame, den Deutsche Botschaft, Religionsbehörde und Goethe-Institut zusammen durchführen, gebe ich jedes Jahr eine landeskundliche Stunde »Glauben in Deutschland«. Die Religionsbeamten begrüßen mich gern als »Kollegen«. Ich versuche ihnen zu vermitteln, dass man in Deutschland ein besserer Imam ist, wenn man (a) im Kontakteknüpfen zur

Papst Benedikt XVI. und der Präsident der türkischen Religionsbehörde Ali Bardakoğlu in Ankara am 28. November 2006. Nach dem umstrittenen Zitat des Papstes in einer Rede in Regensburg hatte sich Bardakoğlu mit scharfen Worten gegen eine »Beleidigung des Propheten durch den Papst« gewandt.

deutschen Umwelt seiner Gemeinde ein Beispiel gibt; (b) den Islam spirituell verkündigt und (c) auch Selbstkritik übt. Aufgrund eines Missverständnisses geriet mein Unterricht auf die Titelseite einer islamistisch-nationalistischen Zeitung: »Zeichen des Endgerichts: Einen Priester zum Hodscha für unsere Imame gemacht. Vierhundert Stunden müssen sie ihn ertragen.« – Aus Angst vor Hetzkampagnen, die seine Karriere blockieren könnten, erklärte mir kürzlich ein junger Theologe, er wolle keinen sichtbaren Kontakt mehr mit mir.

- Informell habe ich einige Seminare an der Ankaraner theologischen Fakultät geben können (Lektüre nachbiblisch-jüdischer Literatur; Deutschkurse). Dass der Christ als Dozent rechtliche Schwierigkeiten bereitet, versteht sich von selbst. An katholisch-theologischen Fakultäten unterrichten in der Regel auch keine Muslime. Auf beiden Seiten werden derartige Satzungsschwierigkeiten derzeit überprüft.

Bisher aber kann ich nichts unterrichten, was sich muslimische Theologen anrechnen lassen können.

Ein Jesuit als Dozent an einer türkischen Uni? Ich versuchte daher einen anderen Zugang zur akademischen Welt der Türkei. Von Freunden aus der theologischen Fakultät hatte ich erfahren, dass das wohl bedeutendste philosophische Department der Türkei an der *Middle East Technical University* beheimatet ist, einer englischsprachigen staatlichen Universität. Ich hatte weiterhin gehört, dass einer der großen Ankaraner Theologen dort zur Vertiefung seiner exegetischen Reflexionen einen philosophischen Magister erworben hatte und dass die meisten dort Lehrenden in der angelsächsischen philosophischen Tradition arbeiteten. Ich fragte an, ob sie einen Jesuiten gebrauchen könnten, der in der deutschen Denktradition philosophische Anthropologie liest.

Man war nicht abgeneigt und lud mich zu einem Vortrag eigener Themenwahl ein. Ich sprach über »Zeit und Ewigkeit« und versuchte aufzuzeigen, wie philosophisches Denken aus religiösen Traditionen, gerade denen Israels und des Christentums, lernen kann. An einer Universität, von der mir erst jetzt klar wurde, dass sie den Ruf genießt, links und atheistisch zu sein, war dies eine Zumutung. In der anschließenden Diskussion kam dann auch die nahezu aggressive Replik eines Professors: Theologie muss ja wohl dogmatisch sein; sie kann sich also mit der Philosophie nicht vertragen. – Ich versuchte zwar noch zu erklären, dass sich Philosophie mit Religion auseinandersetzen könne, ohne Theologie werden zu müssen, und übrigens gute Theologie auch ihre eigenen Voraussetzungen vernünftig zu begründen habe, gab den Gedanken, dass ich hier Philosophie unterrichten könnte, aber auf. Der Dekan lobte noch, dass ich einen engagierten Vortragsstil hätte; und dann hörte ich nichts mehr von ihm.

Ein Jahr später traf ich auf einem Empfang beim EU-Botschafter den Vize-Rektor der Universität. Er meinte, er kenne doch meinen Namen. Als ich ihm meine philosophischen Ambitionen erläuterte, erinnerte er sich, dass der Dekan der Philosophie mit ihm über mich gesprochen und gesagt hatte: »He is a priest. But we want him.« – »Er ist ein Priester. Aber wir wollen ihn.« Meine Akte war nicht in der Universität, sondern beim Ministerium stecken geblieben.

Die Lernerfahrung, Religionen respektieren zu können Im gesamten Nahen Osten gibt es, meist aus Amerika stammende, Dozenten, die beispielsweise eine Fremdsprache oder Informatik unterrichten, aber eigentlich etwas ganz anderes weitergeben wollen: Sie nennen sich – nach dem Vorbild des heiligen Paulus – Zeltmacher oder gehören zum *Campus-Kreuzzug für*

Christus. Die türkischen Behörden beunruhigt bereits das doppelbödige Spiel, das hier getrieben wird, man fürchtet große Bekehrungswellen als national destabilisierend, ja als Ausweitung einer innertürkischen Allianz mit den USA. Warum werde ich nicht in dieselbe Schublade wie diese freikirchlichen Missionare gesteckt? Die Antwort gaben mir die Professoren noch vor Unterrichtsbeginn: Jeder Philosophiestudent muss eine mehrbändige Philosophiegeschichte ganz gelesen haben; man liest hier die englischsprachige von Copleston, weil man sie für die ausgewogenste hält. Und auf jedem Band steht in großen Lettern *Frederick Copleston SJ*.

Was unterrichte ich nun genau? Ich sage den Studenten, mein Kurs habe eine »hidden agenda« – daraufhin gespanntes Schweigen im Auditorium – ich möchte Ihnen über die Philosophie auch ein bisschen Deutsch beibringen. Natürlich steht nicht wirklich der Sprachunterricht im Mittelpunkt, aber es zeigt sich, dass das anfangs stets etwas exotisch an der Tafel stehende deutsche Wort hilft, sich den gesamten Vorlesungsinhalt besser einzuprägen. Jede Stunde behandelt einen Begriff, der in den deutschen Denkbemühungen um die Frage »Was ist der Mensch?« eine wichtige Rolle spielt. Da die verwendeten Wörter oft mehrdeutig sind, kann ich bereits anhand der Begriffsgeschichte wichtige Einsichten vermitteln. Ich beginne immer mit einer Geschichte. So führe ich den Studierenden beispielsweise einen Augustinermönch im Erfurt des 16. Jahrhunderts vor. Der berechtigte Kritik an der damaligen Kirche übende, exkommunizierte und schließlich verheiratete Mönch – dass es sich um Martin Luther handelt, wurde sogar mitten in Anatolien erraten – überträgt das Wort »Beruf« vom Ordensberuf auf das Engagement in der Welt und zeigt damit: Gottes Wille lässt sich auch als Nicht-Mönch verwirklichen. Wenn aber jeder Mensch einen »Beruf« hat, dann kann sich auch jeder fragen, was nun genau seine Bestimmung ist. Und damit sind wir bereits beim nächsten spannenden Begriff.

Weihnachten 2006 habe ich meine erste Vorlesungsreihe abgeschlossen: Philosophische Anthropologie. Bei der Prüfung zeigte sich, dass eine Reihe der Studenten die vorgetragenen Gedanken aufgreifen und weiterdenken können. Unterrichtssprache ist Englisch, der übrige Kontakt verläuft aber auf Türkisch. In der Auswertung hieß es einerseits, man hätte sich mehr Diskussionszeit gewünscht, andererseits jedoch bemerkte eine Studentin: »Ich bin nicht religiös. Aber seit dieser Vorlesung verstehe ich, dass man Religionen respektieren kann.«

FELIX KÖRNER SJ
Theologe, Studium der Islamwissenschaft,
seit 2002 in Ankara tätig.